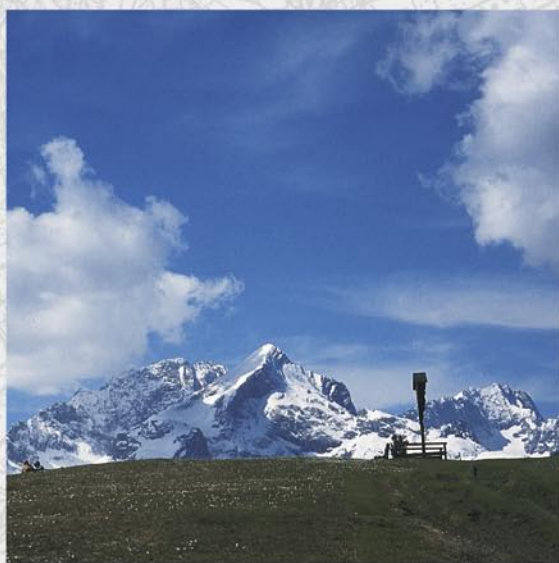


Hans Eckart Rübesamen

2000 drunter und drüber

Bergabenteuer auf eigenen Wegen



PANICO

Kathmandu

Erster Tag:

Wir wandern gemächlich durch die Bananen-, Kaffee- und Sisalplantagen an den wasserreichen Südhängen des Kilimandscharo-Massivs. Freundliche, zufriedene Menschen, viele Kinder, und immer wieder der Suaheligru „Jambo!Jambo! Das Land ist dicht besiedelt. Beim dreihundertsten „Jambo! meldet sich leichte Heiserkeit an. Erst nach der Mittagsrast verlassen wir das bewohnte Gebiet und tauchen ein in den lianenverhangenen Tropenwald. „No animals, beruhigt der Träger. Er heißt Julius, wie sein Präsident Nyerere. Wir gehen in Turnschuhen und mit leichtem Gepäck: Kamera, Anorak für alle Fälle, Bergstock. Die Steigung ist mäßig und macht wenig Mühe. Gegen 17 Uhr treffen wir auf der Mandara-Hütte (2800 Meter) ein. Ein karges Blechgehäuse, ein Tisch, zwei Bänke, eine Reihe harter Lagerstätten, kein Licht. Ein Bach fließt nebenan vorbei. Im Vergleich zu ihr ist jede Alpenvereinshütte ein Nobelhotel. Im Nebenraum bereitet die schwarze Mannschaft das Mahl: Suppe, Fleisch. Kartoffeln, Gemse, Reis, Dosenkompott. Es ist reichlich und schmeckt nach nichts. Die frühe Dunkelheit der Tropen schafft Probleme: Was tun, was reden? Die beiden österreichischen Bergkameraden jammern um ihre Spielkarten. Phil und Suzan aus Kansas City, sportliches Mittelalter, sind höflich und schweigsam, auch in ihrer eigenen Sprache. Ich würde jetzt gern Zeitung lesen. Um acht Uhr kriechen wir auf unsere Lager. Die Träger haben es uns aus Schlafsack, Leintuch, zwei Decken und Kopfkissen bereitet. Wer raus muss, greift zur Taschenlampe und verschwindet in der Schwarze der Nacht. Zweiter Tag: Anfangs durch den feuchten Bergnebelwald mit seinen tief herunterhängenden Moosbartflechten. Dann die Baumgrenze, das freie Hochplateau. Darüber, nun schon beträchtlich näher gerückt, weißglänzend unter blauem Himmel der Kibo, unser Ziel.

Der schwäbische Missionar Johannes Rebmann aus Leonberg sah anno 1847 als erster Europäer den schneebedeckten Kilimandscharo. Unglücklicherweise war er kurzsichtig, und so lachten sich die Wissenschaftler in der Heimat halbtot über seine kuriosen Berichte aus dem Inneren Afrikas. 1889 gelang Hans Meyer und dem Tiroler Purtscheller die erste Besteigung des Kibo-Gipfels. Im Helgoland-Sansibar Vertrag von 1890 zogen Großbritannien und das Deutsche Reich die Grenze zwischen ihren Interessengebieten heute Kenia und Tansania mit dem Lineal. Nur um das Kilimandscharo Massiv machten sie einen Bogen. Ein Geschenk,

wie es heißt, der Kaiserin Viktoria an ihren Neffen Wilhelm II. Auf manchen Karten stehen heute noch die alten Namen Kaiser-Wilhelm Spitze. Bismarckhütte, Bismarcktürme verzeichnet. Am Kilimandscharo begann 1914 auch der phantasievolle Indianerkrieg, den der legendäre General von Lettow-Vorbeck mit seiner „Schutztruppe vier Jahre lang gegen die britischen Kolonialstreitkräfte führte. Der Kilimandscharo fast ein deutscher Schicksalsberg! Weiter über mäßig ansteigendes, almwiesenartiges Hüggelland mit Heidekraut, Strohlumen und Lobelien. „Grad wie dahaam! jauchzen die Österreicher. In der Regenwaldzone unter uns hängen dicke Wolkenbänke, über die wir im strahlenden Sonnenlicht dahinschreiten. Von rechts schaut der Mawenzi herab. Der dolomitenartig zerfurchte zweithöchste Berg im Kilimandscharo-Massiv ist eine Herausforderung für leistungsfähigere Kletterer, als wir es sind. Das Steigen „Ganz langsam: hatte man uns eingeschärft, wegen der Akklimatisierung fällt immer noch leicht. Es ist, als hätten wir die Erdschwere schon abgestreift. Am frühen Nachmittag Eintreffen auf der Horombo-Hütte (3660 Meter). Ein frischer Wind bläst von der Höhe. Die Träger sammeln Brennholz, machen Feuer, schälen Kartoffeln und sind allseits emsig zugange, indessen wir fröstelnd zuschauen. Viel lieber hätten wir auch etwas getan. Aber wir dürfen nicht, wir sind ja hier die Herrenmenschen. Auf dem Kibo soll es bis 30 Grad minus geben. Noch hat keiner Höhenbeschwerden. Suzan reicht prophylaktisch Alka-Seltzer herum. Schlechte Nacht auf harten Lagern. Der Wind pfeift und rasselt um die Hütte. Fataeli, der den Early-morning-tea bringt, findet uns alle schon wach. Das Wasser im Bach, in dem wir uns waschen, hat eine hauchdünne Eisdecke.

Dritter Tag:

Aufstieg durch die karger werdende afroalpine Zone zum breiten Sattel zwischen Mawenzi und Kibo. Rund und steil wie ein Napfkuchen - die Schneekuppe als Zuckergu - beherrscht der Kibo-Krater das Blickfeld, gleichermaßen erhebende wie bedrückende Gefühle erweckend. Fataeli grinst vieldeutig. Die Sonne sticht steil vom tintenblauen Himmel, der schattenspendende Safari-Schlapphut bewährt sich. Suzan nimmt und empfiehlt eine doppelte Ration Alka-Seltzer zum Mittagstee. Zwei Stunden lang geht es auf dem Sattel eben dahin. Sand, Steine, verkrüppelte Gewächse, ein Hauch von mongolischer Wüstensteppe. Was uns entgegenkommt, sind aber keine schlitzäugigen Kamelreiter, sondern schwankende Gestalten, gekleidet wie wir. Die Expedition des Vortags, hohlwangig und frustriert. Etwa 300 Meter unterhalb des Kraterrandes

haben sie aufgegeben, einer murmelt etwas wie „masochistischer Wahnsinn. Als sie weiterschwanen, fühlen wir uns plötzlich sehr einsam in widriger Umgebung; der Napfkuchenrand scheint noch steiler und höher geworden. Erste Anzeichen von Höhenkopfschmerzen. Das letzte, wieder ansteigende Wegstück zieht sich in die Länge. Zwei Bergkameraden klagen über Übelkeit. Die Kibo-Hütte (4270 Meter) ist die windigste der drei Unterkünfte. Wir sehen einer kalten, kurzen Nacht entgegen. Zum Abendessen gibt es Porridge, Biskuits, Tee. Um 18.30 Uhr beziehen wir unser Lager und nehmen, wie empfohlen, ein leichtes Beruhigungsmittel.

Vierter Tag:

Wecken um ein Uhr; Porridge, Biskuits, Tee. Wir hüllen uns bis an die Nasenspitze in alles Wärmende, was die Träger für uns heraufgeschleppt haben. Dann sammeln wir uns zum Gipfelsturm. Die Träger bleiben auf der Hütte zurück.

Gipfelsturm! Mühsam und kurzatmig röchelnd schleppen die verummten Gestalten sich voran, aufwärts, ein Führer mit Laterne geht an der Spitze, der andere folgt hintennach. Ein steiler Schotterpfad, der zeitweilig zur Sandreiße entartet. Schritt um Schritt, Stunde um Stunde. Auer schlurfenden Stiefeln ist nichts zu hören. Pause. „Okay? „Okay! Weiter. In der totalen Dunkelheit dehnen sich die Minuten, nicht ein bißchen Fortschritt ist zu sehen. Pause. „Okay?

„Okay! Weiter. Nach drei Stunden stehen uns Schinderei und Atemnot bis zum Halse. Ich will endlich umkehren, stelle mir den einsamen Abstieg durch die Dunkelheit vor und schlurfe dann doch weiter.

Den anderen scheint es kaum besser zu ergehen. Die Pausen folgen in immer kürzeren Abständen. „We are now 5200 Meter, sagt FataeIi. Mir fallen die Berichte von allen möglichen Himalaja-Expeditionen ein. Ich habe nie verstehen können, warum die sich immer so lange in den Niederungen um sechs-, siebentausend Meter herumgedrückt haben, statt zügig zum Achttausendergipfel vorzustößen. Jetzt leiste ich tätige Reue. Gegen sechs Uhr beginnt es zu dämmern. Mit zunehmender Helligkeit wird es etwas leichter. Ich fasse wieder Mut. Wagt man den Blick nach oben, ist tatsächlich ein Ende abzusehen. Die Pausentakte werden noch kürzer, mehr als zwanzig Meter schaffen wir nicht an einem Stck. Kurz vor acht Uhr stehen wir endlich am Gillmans Point, zu erschöpft für Triumphempfindungen. Die Bewegung ist mehr innerlich. Ein österreichischer Bergkamerad geht auf die Seite und kotzt ein bißchen. „Endlich! seufzt er erleichtert.

Gillmans Point (5580 Meter) ist so gut wie der Gipfel. Wer es nicht glaubt, soll erst einmal da hinaufkommen. Am Kraterrand entlang kann man wohl noch zwei Stunden weitergehen bis zum Uhuru Peak (5895 Meter). Aber das schaffen nur extreme Typen, ein paar hundert höchstens im Jahr. Bis zum Gillmans Point kommen etwa 1500 bis 2000. Das ist bezogen auf die Bevölkerung der Erde eine hauchdünne, ehrfurchtgebietende Elite. Zu ihr dürfen wir uns nun zählen. Die erste, die sich erholt hat, ist Suzan. Sie fotografiert ihren Phil vor dem Hintergrund der Eiskatarakte am Kraterrand. Dann fotografiert Phil seine Suzan, das amerikanische Sternenbanner haltend, und wir alle uns untereinander. Fataeli mit seinem schwarzen Trenkerkopf ist immer dabei.

Die Aussicht beschränkt sich auf Einblicke in den Krater mit seinen Gletscherbrüchen und überfließenden Firnfeldern, eindrucksvoll, aber nicht gewaltiger als etwa im Wallis. Vom afrikanischen Land ist wenig zu sehen, ein dicker Wolkenkranz hängt zwischen ihm und uns. Auch die Safari Touristen unten im Amboseli-Park werden heute wieder vergeblich nach dem obligaten Renommierhintergrund für ihre Tierfotos suchen. Fazit: Da du auf dem Kilimandscharo stehst, diesem mächtigen, legendären, höchsten Berg des afrikanischen Kontinents, ist der eigentliche Gewinn des Unternehmens. Wer das Bewußtsein nicht auszukosten versteht, für den lohnen sich Zeit, Geld und Mühe nicht.

Abwärts geht es in der Fallinie, ohne Halt, keine Schwäche ist mehr zu spüren. In einer Stunde sind wir bei der Kibo-Hütte, in weiteren drei Stunden auf der Horombo-Hütte zur letzten Übernachtung. Das Lager scheint uns schlarraffisch weich geworden.

Fünfter Tag:

Die Träger flechten Kränze aus Strohlumen und drücken sie uns als Zeichen unseres Gipfelsieges auf das Haupt. Beim Abstieg begegnen wir der nächsten Gruppe, werden respektvoll ausgefragt und erteilen karge, abschreckende Antwort. Jemand war ich es? murmelt etwas von „masochistischem Wahnsinn; die anderen nicken wissend. Später durchschreiten wir das beifällig raunende Spalier der Dorfbewohner. „Jambo „Jambo! Wir grüßen freundlich, huldvoll, würdig. Im Hotel werden wir zuerst offiziell beglückwünscht und dann ermahnt, das Trinkgeld für die Träger aus grundsätzlichen Erwägungen knapp zu halten. Sie sind froh, da sie es überhaupt machen dürfen. Ich verabschiede mich von Julius, der eine große Sippe zu ernähren hat, hinterlasse ihm meine Turnschuhe und beschwichtige damit auf billige Weise einen Teil meines Gewissens. In der Rezeption liegt schon die Rechnung bereit.